Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 404. **Dienstag** den 10. August 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. August.

Der Charakter der **Ermordung Canovas'** als der einer anarchistischen Unthat stand keinen Augenblick außer Zweifel. Wie sich später herausstellte, hatte man es aber nicht nur mit dem Verbrechen eines Anarchisten, sondern mit einem solchen des internationalen Anarchismus zu thun. Caserio, dessen Dolch der französische Präsident Carnot vor drei Jahren zum Opfer gefallen ist, konnte auf eigene Faust gehandelt haben, der Meuchelmörder Golli war zugestandenermaßen der Vollstrecker des Willens einer Verschwörerbande, die aus Anarchisten verschiedener Länder besteht. Der Italiener gehört offenbar zu den hervorragenderen Persönlichkeiten der Mordpartei, hat in Frankreich, England, Belgien und zuletzt auf dem Schauplatz seines Verbrechens Beziehungen angeknüpft, seine That ist nicht nur eine von ihm, sondern auch von Anderen wohlüberlegte, nicht die Folge der Eingebung eines einzelnen Fanatikers. Es haben nicht nur Pariser Anarchisten von seinem Vorhaben gewußt, auch die dortige Polizei muß sofort den internationalen Zusammenhang, den Verschwörungs-Charakter erkannt haben, da sie nach dem Bekanntwerden der That Haussuchungen veranstaltete. Die deutsche Socialdemokratie wird angesichts dieses Verbrechens nicht behaupten können, daß der Anarchismus nicht morde, sondern höchstens einzelne verrückte Anarchisten. Sie wird sich auch nichts darauf zu Gute thun können, wenn die Theilnahme von Deutschen an der Verschwörung nicht sollte erwiesen werden. Selbstverständlich wird dieser negative Umstand auch das deutsche Bürgerthum bei der Bemessung der Bedeutung der Schandthat nicht beeinflussen. Haben doch auch wir den Anschlag auf das Niederwald-Denkmal und die Ermordung des Polizeirathes Rumpf zu verzeichnen gehabt. Der Eindruck, den die Ermordung Canovas' in Deutschland hervorgebracht hat, ist nicht weniger tief, als die Empörung über die Erdolchung Carnot's, und man wird aus dem jüngeren Verbrechen keine anderen Lehren ziehen als auf dem älteren: der Ausbreitung des revolutionären Giftes, das Socialdemokraten und aus Socialdemokraten mordbereite Anarchisten macht, ist mit jedem wirksamen Mittel entgegenzuarbeiten. Wenn die „Post" auch in der abgelehnten preußischen Vereinsgesetznovelle ein solches Mittel sieht, so ist das eine Auffassung, die wir nicht theilen, aber ehren können. Wenn sie aber nicht verschmäht, ihre Worte so zu setzen, daß ein Zusammenhang zwischen der Ablehnung jenes Gesetzes und der spanischen Greueltat gedacht werden kann, so beweist das Blatt eben nur, wessen Leute fähig sind, deren Ehrgeiz es ist, einfluß- und besitzreichen Persönlichkeiten zu Gefallen zu schreiben. Wenn auch ein Vereinsgesetz solche Verbrechen oder die Entstehung einer Stimmung, welche zu solchen Verbrechen fähig macht, verhindern könnte, so wäre doch mit der Annahme eines verschärften preußischen Gesetzes nicht einmal in Deutschland etwas gethan gewesen. Es ist ein Italiener, der in Spanien gemordet hat, und da auch bei einem andern Beschluß des Abgeordnetenhauses andere deutsche Staaten, wie z. B. Württemberg, ihre milderen Gesetze beibehalten hätten, so wäre nicht einmal für Preußen etwas verhütet worden. Vorbeugen kann der socialdemokratischen Agitation in Deutschland nur ein deutsches Gesetz und der anarchistischen „Propaganda der That" nur polizeiliches Zusammenwirken der europäischen Staaten.

Gegen den neuen **amerikanischen Zolltarif**, der am 24. Juli Gesetzeskraft erhalten und, von der Erhöhung einer wichtigen Reihe von Zollsätzen abgesehen, Zucker mit einem Zollzuschlag in Höhe der im Herstellungslande gezahlten Prämien belegt, ist, wie mitgetheilt, von deutscher Seite erneut Verwahrung eingelegt worden. Zum ersten Mal ist das geschehen am 5. April, als die sogenannte Dingley-Bill, welche diese neue Bestimmung enthält, im Repräsentantenhause Annahme gefunden hatte. Diese Protestnote besagte, daß die deutsche Regierung sich durch die neuen Zollmaßnahmen von der Verpflichtung der Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten befreit fühle, sobald von amerikanischer Seite die bestrittene Differenzirung des deutschen Zuckers zum Gesetz erhoben werde. Die deutsche Regierung würde sich, so lautete der Passus wörtlich, vor die Frage gestellt sehen, ob diejenigen Vergünstigungen noch länger zu gewähren seien, welche sie den Vereinigten Staaten bisher durch die Anwendung der niedrigen Zollsätze aus den zwischen dem deutschen Reich einerseits und Oesterreich-Ungarn sowie verschiedenen anderen Staaten andererseits abgeschlossenen Zollverträgen auf die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten namentlich hinsichtlich der landwirthschaftlichen Erzeugnisse geboten hat. Und die Autonomie der beiderseitigen Tarifgesetzgebungen ist ja in den Meistbegünstigungsverträgen unversehrt geblieben. Die Erneuerung des Protestes ist zunächst formal-rechtlich zu verstehen, denn die erste Note hatte nur die Beschlüsse des Repräsentantenhauses vor sich; die des Senats und die Zustimmung des Präsidenten standen noch aus. Damit hat die deutsche Regierung sich das Recht freier Entschließungen gewahrt und wird diese treffen, wie die anderen Umstände, die für die Regelung der deutschen Handelsbeziehungen nach Amerika es am zweckmäßigsten für die deutschen Interessen erscheinen lassen. Wir erinnern in dieser Hinsicht daran, daß eine differenzielle Behandlung des deutschen Zuckers durch die Vereinigten Staaten schon einmal im Jahre 1894 der deutschen Regierung Anlaß zu einem Proteste gab, daß sie es aber bei der durch diesen Protest geschaffenen Rechtsunterlage hat bewenden lassen, da der Aufstand auf Cuba die dortige Zuckerproduction vernichtete und damit die cubanische Exportconcurrenz nach den Vereinigten Staaten mit der Wirkung lahm legte, daß Deutschland noch im Jahre 1896 rund für 65 Millionen Mark Zucker nach Amerika ausführte. Welche Maßnahmen die Reichsregierung zunächst treffen wird, läßt sich auf Grund des bisherigen Materials nicht sagen. Denn seit dem ersten Protest ist eine wichtige Veränderung vor sich gegangen; England hat auf den 30. Juli 1898 seinen Handelsvertrag dem Reiche gekündigt, und England ist Durchfuhrland und hat aus ganz natürlichen Gründen einen erheblichen Theil der deutschen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, wenn derselbe auch in der Zollstatistik nicht zum Ausdruck kommt, schon jetzt in Händen. Die deutsche Regierung hat aber keinen Anlaß, einer directen Verbindung mit Amerika einen englischen Zwischenhandel, der schließlich nur zur Einschnürung der deutschen Exportindustrie benutzt würde, vorzuziehen. Aus einem unangenehmen Regen käme man auf diese Weise nur in eine unangenehmere Traufe. Erfreulich ist, daß Deutschland insofern in aller Ruhe seine Maßnahmen treffen kann, als die drohende Zollerhöhung einen so sehr verstärkten Export nach Amerika zur Folge gehabt hat, daß fast für Jahresfrist schon hierdurch die Wirkung der Zollerhöhungen ausgeglichen ist. Ferner kommt in Betracht, daß die Dingley-Bill alle Prämienländer trifft, gleichviel, ob sie offene oder verdeckte Prämien zahlen, so daß die europäischen Zuckerconcurrenzländer bei der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten durchweg einen noch höheren Zoll zahlen müssen, als Deutschland wegen der größeren Höhe ihrer Prämien. Alles in Allem genommen: die Regierung hat von dem Reichstag das Vertrauen beansprucht, daß sie, wenn entscheidende Entschlüsse zu fassen seien, mit der Festigkeit, die auf unser, von dem Präsidenten Cleveland noch anerkanntes, gutes Recht sich stützt, die kühle und ruhige Erwägung verbinden werde, auf welche die großen und weiterverzweigten Interessen, die hier auf dem Spiele stehen, Anspruch haben. Von den in erster Linie in Betracht kommenden Reichsämtern wird das Auswärtige Amt seit gestern von einem Diplomaten der Bismarckischen Schule, das Reichsschatzamt von dem bisherigen Botschafter in Washington, der als gründlicher Sachkenner in der vorliegenden Frage gelten kann, geleitet. Man darf daher wohl den weiteren Entschließungen der Regierung mit Vertrauen entgegensehen.

Der „Temps", der seit einiger Zeit sich besonders deutschfeindlich gebärdet, widmet dem **Besuch des deutschen Kaisers in Petersburg** einen Leitartikel, der nicht nur die politische Bedeutung der Kaiserzusammenkunft nach Möglichkeit herabzusetzen, sondern auch Zwietracht zwischen Deutschland, Oesterreich und Rußland, den gefürchteten „neuen Dreibund", zu säen versucht. Der „Temps" meint, Kaiser Wilhelm werde sich in Petersburg in einiger Verlegenheit befinden. Es sei nämlich sehr wohl denkbar, daß bei Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph in Petersburg etwas Aehnliches zu Stande gekommen sein könne, wie seinerzeit der deutsch-russische sogenannte „Rückversicherungsvertrag". Oesterreich-Ungarn könne wohl die Gelegenheit benutzt haben, um das seinerzeit von dem Fürsten Bismarck gegebene Beispiel zu seinem Vortheil nachzuahmen und dadurch an Deutschland eine Art moralischer Revanche zu nehmen. Dieses Gerede zielt anscheinend darauf ab, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, d. h. gleichzeitig zwischen Deutschland und Oesterreich und Deutschland und Rußland Mißtrauen zu erregen und in die Petersburger Begegnung ein verstimmendes Element zu bringen. In der Hauptsache dürfte der „Temps"-Artikel den ganz praktischen Zweck haben, das österreichisch-russische Einvernehmen bei Deutschland anzuschwärzen. Wir glauben nicht, daß dieser freundliche Versuch gelingen wird, denn über dies Einvernehmen sind wir zum Mindesten ebensogut unterrichtet, wie der „Temps", und die Herzlichkeit der Begrüßung in Petersburg dürfte beweisen, daß da zu Treibereien durchaus kein günstiges Feld ist. Die österreichische Politik hat sich seit dem Bestehen des Dreibundes stets als loyal bewährt. Das mag den „Temps" verdrießen, aber er kann nichts daran ändern. — In der Londoner Presse wird über den Besuch des deutschen Kaisers in Petersburg vielfach die Ansicht ausgedrückt, daß er einigermaßen den Glanz von dem bevorstehenden Besuch Faure's wegnehme. „Standard", der im Anschluß hieran den Gedanken eines Dreibundes zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich erwähnt, der auf einer gemeinsamen Gegnerschaft gegen England beruhen würde, meint, ob die Franzosen sich nicht bald fragen würden, ob sie durch Freundschaft mit England nicht mehr gewännen, als verlören. In diesem Punct sei schon ein Erwachen zu bemerken. England werde vielleicht nicht geliebt, aber es sei auch vielleicht weniger einer gemeinsamen Feindseligkeit ausgesetzt, als irgend eine andere Macht. Inzwischen könne England mit Befriedigung solche Freundschaftsbeweise wie die gegenwärtige Zusammenkunft in Peterhof beobachten, sie wirkten auf die Erhaltung des Friedens hin, und das sei Englands Hauptinteresse. Soweit der „Standard" mit seinem aus Heuchelei und Verlegenheit gemischten Gewäsch. Thatsache ist, daß die französische Presse gerade im Gegensatz zu der Annahme des englischen Blattes trotz der russisch-deutschen Freundschaftsversicherungen an dem Bündniß mit Rußland festzuhalten aufs Dringendste räth, Thatsache ist ferner, daß die Petersburger Kaiserbegegnung zwar auf die Erhaltung des Friedens hinwirkt, daß dies aber nicht zur Befriedigung, sondern zum grimmigsten Aerger Englands geschieht, das seine friedenstörerische Hand bisher überall im Spiele gehabt hat und Thatsache ist endlich, daß England nach wie vor nicht weniger, sondern weit mehr als eine andere Macht, einer „gemeinsamen Feindseligkeit" ausgesetzt ist. Dafür sorgen schon die unaustilgbaren angenommenen Eigenschaften des modernen Vertreters des greater Britain.

Ueber das **anarchistische Attentat** auf den spanischen Ministerpräsidenten Canovas del Castillo liegen uns heute noch folgende Nachrichten vor:

* **Madrid**, 9. August. Die Minister der öffentlichen Arbeiten und der Finanzen, sowie Marschall Martinez Campos sind hier eingetroffen. In ganz Spanien herrscht vollkommene Ruhe. Der Mörder Canovas' hat erklärt, er habe nicht nur die Anarchisten von Barcelona gerächt, sondern auch den Insurgenten-Führer Dr. Rizal, der auf den Philippinen kriegsgerichtlich erschossen wurde. Die Polizei fand in der Wohnung des Mörders eine große, noch mit zwei Schüssen geladene Pistole. Die Nachricht von der bevorstehenden Wiederberufung der Liberalen zu der Regierung erscheint unbegründet.

* **Köln**, 9. August. Die „Kölnische Zeitung" bringt über die Ermordung des Ministerpräsidenten Canovas folgende Darstellung: Auf eine Entfernung von 3 m gab der Mörder den ersten Revolverschuß ab, der Canovas rechts in die Stirn traf. Der zweite Schuß traf rechts in die Seite; die Kugel drang durch das Schulterblatt hinauf. In schneller Folge feuerte der Verbrecher den dritten Schuß und traf Canovas diesmal in die Brust. Die erste Kugel soll den Tod bewirkt haben, und zwar sofort. In dem Verhör behauptete der Mörder, er habe keine Mitschuldigen; die Zeiten der Verschwörungen seien vorbei; seit sieben Monaten habe er, der Mörder, nichts mehr von seiner Familie vernommen. Er behauptete ferner, den wahren Urheber des Verbrechens von Barcelona habe man nicht entdeckt. Endlich sagte er, sein Verbrechen sei nur der Anfang einer Reihe von anderen, viel ernsteren, die in Spanien und anderwärts bevorständen.

* **Rom**, 9. August. Der Marineminister Brin, der Finanzminister sowie die anderen augenblicklich nicht in Rom weilenden Minister sandten dem spanischen Botschafter beim italienischen Hofe, Grafen Bromar, Beileidstelegramme wegen der Ermordung von Canovas. Der Ministerpräsident di Rudini, die Unterstaatssecretäre, das diplomatische Corps, die Hofwürdenträger, Crispi, sowie fast sämmtliche in Rom anwesenden Senatoren und Deputirten zeichneten sich in die auf der spanischen Botschaft aufliegenden Listen ein. Der Papst sandte seine Beileidsbezeugungen; der Staatssecretair Rampolla ebenso wie der Cardinal Cretoni verfügten sich persönlich auf die spanische Botschaft. Der italienischen Polizei ist

---

Feuilleton.

„Harmonieen".

12] Roman von A. Fischer-Löher.

Alle Rechte vorbehalten.

Thätig zu sein, war auch sein Lebenselement, sich selbst aus Allem etwas zu schaffen, auch aus den Menschen. Darum brachte ihm der Verkehr mit der Comtesse so viele angenehme Stunden. Er war sich darüber jetzt klar, auch daß es sehr traurig für ihn wäre, das wieder zu verlieren. Er hatte nichts an die leere Stelle zu setzen.

Trotz der innigen Liebe, die ihn an seine Gemahlin fesselte, verhehlte sich der Fürst zuweilen nicht, daß seine Ehe nicht ganz das Glück in sich barg, das er erwartet hatte. Sie hatte etwas Gedankenarmes. Clarissa kam nicht recht darüber hinaus, daß nur schöne Gefühlsmomente der Inhalt des Lebens wären, und konnte ihn damit ermüden. Es war so wenig Beweglichkeit in ihr, gewiß eine schöne Gleichmäßigkeit und Innigkeit, aber der gänzliche Mangel an neuen Reizen im engsten Beisammenleben machte auch kein Steigen der Liebe möglich. Sie war auch bewegungslos geworden, und darüber hatte er manchmal das Gefühl von Langweile, selbst in den Kosestunden.

Er haßte dieses Gefühl, er strengte sich förmlich an, sich dessen zu erwehren, und hatte Zuflucht in der großen Thätigkeit der Leitung der Güter gesucht, die ihm Graf Lothar gern überließ.

Der Gedankenaustausch mit der Comtesse war ihm auch so eine Zuflucht.

Auch Renate kam zu der Ueberzeugung, daß es für sie einen Verlust bedeuten würde, die anregende Unterhaltung mit dem Fürsten zu missen.

„Ich glaube, wir haben uns beide in diesem Augenblicke überlegt, daß wir doch recht thörichte Menschen waren, nur einen Moment unser gegenseitiges Interesse an einander anzuzweifeln", sagte der Fürst nach einem kurzen Stillschweigen. Er hatte sich aus seiner Wageneckeaufgerichtet und wandte sich voll zu Renate herum. Sein Auge ging bittend an ihrem Gesicht. „Ich meine, wir überlassen es nicht mehr dem Zufall, dieses Interesse festzuhalten. Wir wollen es pflegen und Freunde sein, da wir uns schon in die Liebe Ihrer Verwandten theilen. Wollen Sie, Renate?"

Er streckte ihr die Hand hin, in die sie ohne Zögern einschlug.

„Ja, das will ich. Aber bedenken Sie", entgegnete sie mit einem schelmischen Blicke in seine lächelnden Mienen, „die Gefahr liegt nahe, daß wir uns zu genau kennen lernen. Vorhin erschien Ihnen das nicht günstig".

„O doch, seitdem Sie mir erklärt haben, daß Ihnen damit ein Mensch immer interessanter wird", sagte er lustig.

Sie schüttelten sich zum Abschiede die Hände und waren erstaunt, daß sie schon die Stadt erreicht hatten. Die Fahrt erschien ihnen kurz, als sie vor der Villa Abschied von einander nahmen.

Dreizehntes Capitel.

Es war verabredet worden, daß Graf Lothar und der Fürst mit ihren Damen am Tage nach dem Begräbnisse des Generals zu Renate in die Stadt kommen sollten, damit die beiden Männer die Aufräumung und Sichtung der Papiere des Verstorbenen vornähmen, während die Damen Renate bei dem Empfange der Trauerbesuche beistanden.

Ein Hin und Her zwischen Eberstein und Renate's Stadtwohnung ergab sich überhaupt in den folgenden Wochen durch Alles, was ein solcher Todesfall nach sich zog. Was Graf Lothar zu viel wurde, hatte Fürst Schwarzenburg bereitwillig übernommen.

So wurde er auch der Vermittler zwischen den sich vielfach widerstreitenden Wünschen Renate's und denen ihrer Verwandten. Mit seiner Fürsprache setzte sie es durch, daß die väterliche Villa nicht verkauft wurde und daß sie sich in dem ersten Stockwerke derselben eine Wohnung einrichten durfte, während in die untere ein Verwalter mit seiner Familie zog.

Es war ihr dadurch unverhofft ein eigenes Heim verblieben, in dem sie sich mit einer Gesellschafterin zum Winter häuslich einzurichten gedachte.

Diese Aussichten ließen sie für den Sommer viel freudiger nach Eberstein gehen.

Es war ein warmer Junitag, als sie dorthin übersiedelte.

Die Gräfin hatte ihr im Schloß drei allerliebste Zimmer eingerichtet. Sie war sichtlich dabei von dem Wunsche geleitet worden, es ihrer Nichte so behaglich wie möglich in Eberstein zu machen. Die Zimmer waren hell und sonnig gelegen und auch nicht gerade in directer Verbindung mit den Räumen, die sie selbst bewohnte, damit sich die Nichte freier fühlen konnte.

Renate blickte mit Rührung auf die Rococoeinrichtung des traulichen Wohnzimmerchens. Es war ein warmes, heimliches Nestchen, eine Miniaturausgabe ihres Rococosalons daheim.

Sie küßte die Hand der Tante, und eine Thräne tiefer Dankbarkeit fiel dabei auf diese Hand.

„Siehst Du, ich glaube, Eberstein wird nun doch Deine Heimath", rief die Gräfin lebhaft, um ihre eigene Rührung zu bemeistern. „Das ist ja der reine Unsinn, allein im Winter in der Stadt sitzen zu wollen. Wir werden schon sehen. Ohnehin kann nichts auf die Dauer sein. Du wirst Dich über kurz oder lang verheirathen. Nun, ich hoffe, erst kommt jetzt ein Jahr für uns in Eberstein."

„Ich werde gewiß nicht das Trauerjahr für Papa mit Hochzeitsgepränge unterbrechen", erwiderte wehmüthig Renate und sah an ihrer schwarzen Kleidung herunter. „Sei ohne Sorge, Tante Luisa."

„Wenn Du es sagst, will ich es glauben. Weißt Du, daß die Mutter des Marquis Bernier an den Onkel geschrieben hat, sobald sie von dem Ableben Deines Vaters erfuhr?" fragte die Gräfin.

„Wir hatten uns lieb gewonnen", entgegnete Renate einfach. „Sie hat auch an mich geschrieben."

„So, so, also auch an Dich. Und soll es noch etwas mehr heißen als einfache Condolenz?"

Die Tante fixirte dabei die Nichte.

Diese machte eine Wendung, weil es in ihrem Gesichte zuckte.

„Ich glaube ja, Tante, aber ich finde, ich passe nicht für den Franzosen."

„Wer weiß!" Die Gräfin war in Bezug auf die Liebe mißtrauisch geworden. Was nicht zusammenpaßte, schien sich doch in Liebe anzuziehen. Vielleicht sprach jetzt aus Renate noch die Trauer, und das ging vorüber.

Was Alles möglich war, hatte sie täglich an dem jungen fürstlichen Paare vor sich. Es war unglaublich, wie diese Beiden im innersten Wesen ungleich waren und einflußlos auf einander blieben und sich doch innig liebten, wie es schien.

Die Gräfin hatte sich überhaupt das Kopfschütteln über dieses Ehepaar angewöhnt, seitdem es drüben im andern Schloßflügel wohnte. Das war etwas, was sie kaum für möglich gehalten hatte. Eine Frau, die weiter keine Lebensaufgabe kannte, als die Gefühlsschwärmerei für ihren Gatten zu pflegen, und ein geist- und kraftvoller Mann, der die Schwachheit gegen diese Selbstsucht so weit trieb, daß er sich ihr beugte! In dieser Ehe siegte eine leblose, starre Liebe.

Wer hätte das ahnen können! Die weiche, träumerische Clarissa Falkenstein mit ihrem sanften Wesen, die nie widersprach, entwickelte sich weder zu einer fügsamen noch zu einer rücksichtsvollen Gattin. Sie blieb Alles, was sie gewesen war, immer sanft, nie widersprach sie, aber sie konnte einen Menschen zur Verzweiflung bringen mit ihrem Wesen, das keine Bewegung kannte, sondern im Kerne keimlos war.

Es hatte sich zwischen der Gräfin und der jungen Fürstin durchaus kein mütterliches und töchterliches Verhältniß angebahnt, das sich die Gräfin so sehr gewünscht hatte. Sie blieben sich innerlich genau so fernstehend wie früher. Clarissa war für nichts zu haben, weder für die Gesellschaft noch für den Familienverkehr. Sie hielt sich Alles fern. Dadurch war etwas Unbefriedigendes in das Zusammenwohnen mit dem jungen Paare in Schloß Eberstein eingezogen, etwas, was allmählich zu einem Drucke wurde, den alle Schloßbewohner außer Clarissa selbst empfanden.

Durch den Aufenthalt ihrer Nichte im Schlosse hoffte die Gräfin auf eine Anregung für die Fürstin. Clarissa hatte ja früher viel mit Renate verkehrt.

Sie schien sich auch darin nicht zu täuschen, denn Renate war kaum einige Stunden im Schlosse, so ließ sich das fürstliche Paar zu einem Besuche bei Renate melden.

„Das ist vernünftig von Dir, Clarissa", lobte die anwesende Gräfin sie. „Du bist seit zwei Tagen nicht anders als zur Tischstunde aus Deiner Wohnung gekommen."

„Es regnete, liebe Tante", entgegnete sie in ihrer sanften Art.

„Bis zu mir wäre sie nicht naß geworden, nicht wahr, Titus?" wandte sich die Gräfin an den Fürsten, weil Clarissa doch nichts erwidern würde. Sie kannte das schon an ihr.

„Entschuldigen Sie, bitte, Frau Gräfin, meine kleine schwerfällige Frau", klang des Fürsten Antwort, als könne man von ihm nichts weiter verlangen, als das gut zu heißen, was seine Frau that. Und Clarissa machte ein Gesicht, als wäre Alles ganz selbstverständlich.

Die Gräfin gerieth in eine leichte Erregung.

„Ich fürchte, Sie werden wirklich zu nachsichtig, Titus. Launen ganz nachzugeben, ist immer ein gefährlich Ding."

„Ach, Tante Luisa, Du kannst es glauben, ich bin nicht launenhaft, dazu bin ich immer viel zu gut mit meinen Freundinnen und Bekannten fertig geworden. Und jetzt liegt gar kein Grund vor, Launen zu haben. Titus und ich wollen

SLUB
Wir führen Wissen.